

LISA
JACKSON
**DER
SKORPION**

Weltbild



Der Skorpion

Die Autorin

Lisa Jackson zählt zu den amerikanischen Top-Autorinnen, deren Romane regelmäßig die Bestsellerlisten der *New York Times*, der *USA Today* und der *Publishers Weekly* erobern. Ihre Hochspannungsthiller wurden in 15 Länder verkauft. Auch in Deutschland hat sie ihre Bestsellerqualitäten bewiesen und mit »Shiver«, »Cry«, »Angels« und »Mercy« den Sprung auf die *Spiegel* –Bestsellerliste geschafft. Lisa Jackson lebt in Oregon.

Mehr Infos über die Autorin und ihre Romane unter:

www.lisajackson.com.

Lisa Jackson

Der Skorpion

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Elisabeth Hartmann

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel *Left to die* bei Kensington Publishing Corp., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Susan Lisa Jackson

Published by arrangement with Kensington Publishing Corp.,

New York, NY, USA

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Knauer Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Elisabeth Hartmann

Umschlaggestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Umschlagmotiv: istockphoto/DuchesseArt

Satz: DTP-Verlagsservice Apel, Wietze

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-904-7

2022 2021 2020 2019

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

PROLOG

*Bitterroot Mountains, Montane
November*

Er wird dich umbringen.

Er bringt dich um, hier, mitten in diesem schneebedeckten gottverlassenen Tal! Du musst kämpfen, Mandy, kämpfen!

Mandy Ito mühte sich ab, wehrte sich gegen die Stricke, die in ihr nacktes Fleisch schnitten, und spürte dabei den beißend kalten, arktischen Wind, der um die Gebirgsketten des Areals heulte.

Sie war allein. Allein mit dem Psychopathen, der sie entführt hatte.

Himmel, wieso hatte sie ihm vertraut?

Wie um alles in der Welt hatte sie ihn für ihren Retter halten können? Dessen Aufgabe es gewesen wäre, sie gesund zu pflegen, bis der Schneesturm vorüber war, um dann Hilfe zu holen oder sie zum nächsten Krankenhaus zu bringen.

Hatte sie sich von seiner ernsthaften Besorgnis, als er ihr Autowrack fand, einlullen lassen? Waren es diese unglaublich blauen Augen? Sein Lächeln? Seine sanften, beschwichtigenden Worte? Oder lag es daran, dass sie keine Wahl gehabt hatte, weil sie ohne seine Hilfe zweifellos in dieser tiefen, unzugänglichen Schlucht den Tod gefunden hätte?

Warum auch immer, sie hatte ihm geglaubt, hatte ihm vertraut. *Närrin! Idiotin!*

Er hatte sich als ihr schrecklichster Alptraum entpuppt, als grausamer Wolf im Schafspelz, und jetzt, o Gott, jetzt musste sie dafür bezahlen.

Zitternd, nur noch beherrscht von dem einen Gedanken, sterben zu müssen, stand sie nackt an einen Baum gebunden. Das dicke Seil schnitt in ihre bloßen Arme und ihren Körper, ihr Mund war so fest zugeklebt, dass sie kaum atmen konnte.

Und er war ganz in ihrer Nähe. So nahe, dass sie spürte, wie sein warmer Atem um den Stamm der kräftigen Kiefer herumstrich, dass sie ihn ächzen hörte, während er all seine Kraft daransetzte, sie zu fesseln. Sie sah aus den Augenwinkeln seine weißen Neopren-Skihosen und den Parka aufblitzen.

Noch einmal zurrte er das Seil fester.

Sie rang nach Luft. Ihr gesamter Körper wurde noch enger an die schuppige Baumrinde gepresst. Schmerz durchzuckte sie, aber sie biss die Zähne zusammen. Sie brauchte nur zu warten. Wenn er nahe genug an sie herankam, konnte sie ihn treten. Mit aller Kraft. Gegen das Schienbein. Oder in seine Geschlechtsteile.

Sie konnte, sie wollte sich das hier nicht gefallen lassen.

Ihr Herz raste, und sie überlegte angestrengt, wie sie sich retten könnte, wie sie sich aus ihren Fesseln herauswinden und den schneebedeckten Wildwechsel wieder hinaufsteigen könnte, den er sie herabgezerrt hatte. Oh, sie hatte sich gewehrt. Hatte sich gewunden und gekämpft, sich auf ihn gestürzt, versucht, sich zu befreien, um nicht dem grauenhaften Schicksal zu begegnen, das er ihr zgedacht hatte. Sie sah noch die frischen Spuren im hohen Schnee – die

großen Abdrücke seiner Stiefel und die kleineren Spuren ihrer nackten Füße in einem wilden Zickzackmuster, das entstanden war, als sie zu fliehen versuchte, obwohl er sie mit seinem Messer bedrohte. Blutstropfen leuchteten im weißen Schnee, bezeugten, dass er sie verletzt hatte, dass er aufs Ganze ging.

Lieber Gott, hilf mir, betete sie stumm zum bleigrauen Himmel hinauf, dessen Färbung noch mehr Schnee verkündete.

Er zog das Seil, das sie fesselte, noch fester an.

»Nein!«, versuchte Mandy zu schreien. »*Nein! Nein! Nein!*« Doch der eklige Knebel füllte ihren Mund und dämpfte ihre Schreie, so dass sie kaum zu hören waren. Panik tobte in ihren Adern, ihr Herz hämmerte.

Warum? Warum ausgerechnet ich?

Sie blinzelte gegen die Tränen an, doch sie spürte, wie salzige Tropfen aus ihren Augen rannen und auf ihren Wangen gefroren.

Nicht weinen. Was du auch tust, zeig ihm nicht, dass du Angst vor ihm hast. Diese Befriedigung gönnst du dem Scheißkerl nicht. Aber wehre dich auch nicht. Täusch ihm vor, dass du aufgibst, und tue so, als hättest du dich in dein Schicksal ergeben. Vielleicht wird er dann unvorsichtig, und du kannst irgendwie sein Messer an dich bringen.

Ihr Magen verkrampfte sich noch schmerzhafter, und sie versuchte nun, seine Waffe, ein Jagdmesser, wie man es zum Ausweiden von Wild benutzte, im Auge zu behalten. Es war rasiermesserscharf und würde das Seil problemlos durchtrennen. Genauso problemlos konnte es allerdings auch in ihr Fleisch schneiden.

Ihre Knie wurden weich, und sie musste sich sehr zusammenreißen, um nicht zu jammern und zu betteln, zu

wimmern und zu flehen, ihm anzubieten, alles zu tun, was er wollte, damit er ihr nur nichts Böses zufügte.

Los, mach schon, zeig ihm, dass du dich in dein Schicksal ergeben hast ... Aber behalte sein Messer im Auge, das Messer mit der gefährlichen, todbringenden Klinge.

Sie zitterte inzwischen immer heftiger. So sehr, dass sich Borkensplitter in ihre Haut gruben. Zitterte sie wegen des bitterkalten Winds von Montana, der in heftigen Stößen sicherlich von Kanada und der Arktis herüberblies? Oder lag es an der Angst, die in ihren Eingeweiden wühlte?

Trotz Knebel schlugen ihre Zähne aufeinander, und der grausame eisige Wind peitschte ihren Körper. Immer mal wieder sah sie kurz die Beine des Mannes, warm eingehüllt in dicke Jägersocken und weiße Skihosen, und seinen schweren, pelzgefütterten Parka, der ihn vor den Elementen schützte, denen sie wehrlos ausgesetzt war.

Dieser verlogene Schweinehund hatte nie die Absicht, dich zu retten, nach diesem grauenhaften Unfall deine Verletzungen zu heilen. Von Anfang an hat er dich am Leben erhalten und den Schneesturm als Vorwand benutzt, keine Hilfe holen zu können, um dich dann umzubringen. Zu einem Zeitpunkt, den er bestimmte. Er hat die Vorfreude ausgekostet, während du dich beinahe in ihn verliebt hättest.

Der Gedanke verursachte ihr Brechreiz. Er hatte es gewusst. Sie hatte es in seinen Augen gesehen, dass er um ihre absolute Abhängigkeit wusste, um ihren albernen, dummen und erbärmlichen Wunsch, ihm zu Gefallen zu sein.

Wenn sie es gekonnt hätte, hätte sie ihn umgebracht. Hier und jetzt, auf der Stelle.

Wieder hörte sie ihn befriedigt murmeln, während er das Seil immer fester zurrte, ihren Rücken noch dichter an

die kratzende Borke zwang, ihre Schultern unbeweglich fixierte. Aber sie konnte immer noch treten. Obwohl eins ihrer Beine nach der Unfallverletzung noch schmerzte, glaubte sie in ihrer Verzweiflung, ihn dank ihres intensiven Trainings in diversen Kampfsportarten treffen, ihn böse verwunden zu können.

Doch er achtete penibel darauf, sich auf der anderen Seite des Baums außer Reichweite ihrer Füße aufzuhalten. Und allmählich forderte die Eiseskälte ihren Tribut. Sie bekam Probleme, sich zu konzentrieren, konnte an nichts anderes mehr denken als an ihre vereiste Haut, die arktische Kälte, die ihr in die Knochen drang.

Ihr wurde beinahe schwarz vor Augen. Jeder Atemzug kam mühsam und flach, ihre Lungen brannten vor Sauerstoffmangel.

Vielleicht wäre es ein Ausweg, wenn sie bewusstlos würde. Die Dunkelheit war tröstlich, nahm dem Wind seine Schärfe.

Doch dann sah sie ihn auf sich zukommen, sah, wie er sich vor ihr aufstellte und sie mit grausamem, erbarungslosem Blick betrachtete.

Wie hatte sie ihn je für gutaussehend halten können? Wie hatte sie zulassen können, dass er in ihren Träumen eine so große Rolle spielte? Wie hatte sie je in Betracht ziehen können, mit ihm zu schlafen?

Langsam zog er sein Messer aus dem Gürtel. Die brutale Metallklinge blinkte im schwindenden grauen Licht auf.

Sie war dem Untergang geweiht.

Sie wusste es.

Schon bevor er langsam, unaufhaltsam, das Messer hob.

1

Ivor Hicks machte Kälte normalerweise nicht viel aus, doch es gefiel ihm gar nicht, dass er gezwungen war, so kurze Zeit nach einem Schneesturm in diesem Teil der Berge zu Fuß unterwegs zu sein. Hier konnte jederzeit eine Lawine runterkommen, wenn er zu laut hustete, und husten würde er über kurz oder lang, denn seine Lungen rasselten, als ob er eine Krankheit ausbrütete.

Wahrscheinlich sind diese Aliens schuld, entschied er, schüttelte den Gedanken aber rasch wieder ab. Kein Mensch glaubte ihm, dass er Ende der Siebziger von Aliens entführt worden war, die Experimente mit seiner Lunge, seinem Blut und seinen Geschlechtsteilen durchgeführt hatten. Die verfluchten E. T.s hatten seinen ausgelaugten, erschöpften Körper in einer Schneewehe zwei Meilen von seinem Haus entfernt in den Bergen abgelegt. Als er aus dem drogeninduzierten Koma erwachte, lag er, nur mit einer Unterhose bekleidet und halb erfroren, bei einem hohlen Baumstamm, in dem ein Stachelschwein und Käfer hausten, neben sich eine leere Flasche Roggenwhiskey. Aber keiner von diesen elenden Gesetzeshütern hatte ihm glauben wollen.

Der Deputy Sheriff, bei dem er damals Anzeige erstattete, ein kleiner Klugscheißer von etwa dreißig Jahren, hatte sich nicht mal die Mühe gemacht, sein ungläubiges Grinsen zu verbergen. Er hatte nur flüchtig ein Protokoll aufgenommen und Ivor dann ins örtliche Krankenhaus

geschleppt, wo er seine Frostbeulen und die Unterkühlung behandeln lassen sollte. Doc Norwood hatte zwar nicht allzu deutlich gezeigt, dass er ihm nicht glaubte, doch als er Ivor dann ins Krankenhaus in Missoula überwies, hatte er ihm psychiatrische Behandlung angeraten.

Die Idioten.

Sie alle hatten den Aliens lediglich in die Hände gespielt. Crytor, der Anführer der Schar, die ihn in ihr Mutterschiff teleportiert hatte, lachte wahrscheinlich heute noch über die Erklärung der vertrottelten Erdlinge, dass Alkohol, Dehydratation und Halluzinationen die Ursache seiner »Verwirrung«, wie die Ärzte es nannten, gewesen seien.

Tja, wohin man sah, nur Dummköpfe.

Sich auf seinen Gehstock stützend, stapfte Ivor den Cross-Creek-Pass hinauf. Seine Wanderstiefel knirschten im Schnee, der Himmel war wie Seide und blau wie das Meer, das er allerdings noch nie gesehen hatte. Aber Flat-head Lake hatte er gesehen, und das war ein ziemlich großer See. Das Meer war bestimmt ähnlich, nur viel, viel größer, wenn man den Liveübertragungen von Hochsee-Angelausflügen im Jagd-und-Angeln-TV glauben wollte.

Schwer atmend schleppte er sich den Pfad hinauf, der sich zwischen vorspringenden schneebedeckten Felsbrocken und uralten Tannen, die bis in den Himmel zu reichen schienen, am Berg hochwand. Er blieb stehen, um Luft zu schnappen, sah, wie sein Atem eine Wolke bildete, und verfluchte die Aliens, die ihn zwangen, den Berg hinaufzukraxeln, obwohl ihm seine Arthritis so zu schaffen machte. Die Schmerzen, davon war er überzeugt, hatten sich durch die Experimente, die sie an ihm ausgeführt hatten, und durch den in seinen Körper eingepflanzten Chip noch verschlimmert.

»Ich geh ja schon, ich geh ja«, sagte er, als er wieder dieses leichte Stechen in der Schläfe spürte, das ihn aus dem Bett getrieben hatte, noch bevor die Sonne über den Berggipfeln aufgegangen war. Er hatte nicht mal einen Schluck Kaffee getrunken, geschweige denn ein Schlückchen Jim Beam. Crytor, verflucht sei seine orangefarbene Reptilienhaut, war ein schlimmerer Sklaventreiber, als es Lila je gewesen war, Gott hab sie selig. In Erinnerung an seine verstorbene Frau schlug er das Kreuzzeichen über der Brust, obwohl er nicht katholisch war, es nie gewesen war und auch nie sein würde. Es erschien ihm lediglich so, als wäre es hier angemessen.

Crytor schien es nicht einmal zu stören.

In einer Gruppe von Tannen entdeckte er Elchspuren und -dung im Schnee und wünschte sich, seine Flinte mitgenommen zu haben, obwohl zurzeit nicht Jagdsaison war. Wer würde das schon mitbekommen?

Na ja, Crytor eben.

Nach einer Wegbiegung erhaschte er einen Blick tief nach unten ins Tal.

Er blieb wie vom Donner gerührt stehen, wäre um ein Haar abgerutscht.

Sein sechsundsiebzig Jahre altes Herz hätte ihm beinahe den Dienst versagt, als sich seine Augen, scharf wie eh und je, auf eine einzeln stehende Kiefer und eine nackte, an deren Stamm gefesselte Frau hefteten.

»Heilige Mutter Maria«, flüsterte er und lief den Berg hinunter. Sein Gehstock bohrte sich tief in den Schnee, bis zum gefrorenen Boden hinab, so eilig rannte er.

Kein Wunder, dass die Aliens ihm das da zeigen wollten.

Wahrscheinlich hatten sie sie entführt, mit ihr getan,

was sie wollten, und sie dann hier in diesem eisigen, abgelegenen Tal zurückgelassen. So waren sie nun mal, die Aliens.

Er wünschte, er hätte ein Handy, wenngleich er gehört zu haben meinte, dass die Dinger so hoch oben in den Bergen sowieso nicht funktionierten. Zu weit weg von irgendwelchen Funktürmen. Er glitt aus, fing sich jedoch wieder und hastete den vertrauten Weg hinunter. Wahrscheinlich lebte sie noch. War nur durch Betäubung gefügig gemacht worden. Er konnte sie in seine Jacken hüllen, zurücklaufen und Hilfe holen.

Ivor grub seinen Stock rasch und tief in den Schnee und eilte die Serpentina hinunter zur Talsohle, wo eine Schneeeule leise in der ansonsten gespenstisch stillen Schlucht schrie.

»Hey!«, rief er im Laufen, ziemlich außer Atem. »Hey!«

Doch bevor er die an den Baum gefesselte Frau erreicht hatte, blieb er abrupt stehen und erstarrte.

Das hier war nicht das Werk von Aliens.

Hölle, nein, das war es nicht.

Es war das Werk des Teufels persönlich.

In seinem faltigen Nacken sträubten sich die Haare. Diese Frau, eine Asiatin, war längst tot. Ihre Haut war bläulich verfärbt, Schnee puderte das dunkle, glänzende Haar, die Augen starrten leblos ins Leere, und gefrorenes Blut bedeckte hier und da ihren Körper. Ihr Mund war geknebelt. Die Seile, die sie an den Baum fesselten, hatten tiefe Einschnitte, Blutergüsse und Striemen an Armen, Brust und Taille hinterlassen.

Irgendwo ächzte ein Ast unter der Schneelast, und Ivor hatte das Gefühl, als würden ihn unsichtbare Augen beobachten.

Nie im Leben hatte er solche Angst gehabt. Noch nicht einmal als Gefangener Crytors.

Wieder wünschte er sich sein Jagdgewehr herbei, bewegte sich langsam rückwärts, schlich verstohlen auf demselben Weg zurück, den er gekommen war, bis er sich, am Bergpfad angekommen, umdrehte und rannte, so schnell ihn seine Beine trugen.

Derjenige, der dieser Frau das angetan hatte, musste das schiere, tödliche Böse selbst sein.

Und es war noch zu spüren.

Detective Selena Alvarez ließ sich auf ihren Schreibtischstuhl fallen. Es war zwar noch nicht mal sieben Uhr morgens, aber sie musste stapelweise Papierkram durcharbeiten, und die ungelösten Fälle der beiden toten Frauen, die im Abstand von fast einem Monat aufgefunden worden waren – aneinandergekoppelte Fälle aufgrund der Tatsache, dass beide Leichen im Schnee zurückgelassen worden waren –, ließen ihre Gedanken nicht los.

Es reichte schon aus, sich diese Leichen vorzustellen – wie sie nackt, an Bäume gefesselt, geknebelt und im Schnee zum Sterben zurückgelassen worden waren –, um ihr das Mark in den Knochen gefrieren zu lassen. In den letzten Jahren waren in Pinewood County und Umgebung nur selten und in großen Zeitabständen Leichen gefunden worden, gewöhnlich als Folge von Jagd-, Angel-, Ski- oder Wanderunfällen. Einmal war ein Jogger von einem Puma beinahe tödlich verletzt worden, und immer mal wieder geriet ein Ehestreit außer Kontrolle, angeheizt durch Alkohol oder Drogen, wozu dann noch eine griffbereite Waffe kam. Aber Mord war in diesem Teil des Landes ungewöhnlich. Mehrfache Morde wa-

ren noch seltener. Ein Serienmörder in dieser Gegend? Unerhört.

Doch hier hatten sie wahrhaftig einen.

Sie brauchte sich nur auf ihrem Monitor die Leichen von Theresa Kelper und Nina Salvadore anzusehen, zwei Frauen, die sonst wenige Gemeinsamkeiten hatten, um zu wissen, dass sich ein Psychopath in der Nähe aufhielt oder durchgereist war.

Mit einem Mausklick holte sie die Fotos von der Leiche des ersten Opfers, Theresa Kelper, auf ihren Monitor. Noch ein paar Klicks, der Bildschirm teilte sich und öffnete nun ein Foto vom Führerschein der Frau, ausgestellt von der Kraftfahrzeugbehörde in Idaho, ein Foto von dem Wrack des grünen Ford Eclipse mit der Kennzeichnung *Tatort eins* und eine weitere Aufnahme von einer einzelnen Tanne in einem verschneiten Tal, an deren Stamm die Frau gefesselt war, unterschrieben mit *Tatort zwei*. Das letzte Bild zeigte einen Zettel, der über dem Kopf der Frau an den Stamm genagelt worden war und ihre Initialen aufwies: TK. Sie waren in Blockbuchstaben unter einen Stern geschrieben, der nicht nur auf das weiße Papier gezeichnet, sondern außerdem noch etwa fünfzehn Zentimeter über ihrem Kopf ins Holz geritzt war. Das Labor hatte Blutspuren in der Schnitzerei gefunden, Blutspuren des Opfers.

Alvarez biss die Zähne zusammen und betrachtete die Hinterlassenschaften der Lehrerin aus Boise. Feinde waren nicht bekannt. Sie war seit zwei Jahren verheiratet, hatte keine Kinder, und der Ehemann war am Boden zerstört. Er hatte ausgesagt, sie sei zu Besuch bei ihren Eltern in Whitefish gewesen, was sich als wahr erwies. Die Eltern und der Bruder des Opfers waren außer sich vor Trauer

und Schmerz. Der Bruder hatte verlangt, die Polizei solle endlich »das Monster finden, das ihr das angetan hat!«.

»Wir arbeiten daran«, sagte Alvarez zu sich selbst, schlug eine Akte auf und sah sich die Kopie des Zettels noch einmal an.

Ein Stern, ähnlich dem, der über dem Kopf des Opfers in den Baum geritzt worden war, war über den Buchstaben auf das Blatt gezeichnet:

T

K

Warum?, überlegte Alvarez. Was wollte der Mörder damit sagen? Das Büro des Sheriffs hatte alle Leute, die sie zuletzt lebend gesehen hatten, überprüft und bisher nichts finden können. Sie hielten den Mord für einen Einzelfall – bis das zweite Opfer unter gleichartigen Umständen gefunden worden war.

Noch einmal betätigte Alvarez ihre Maus, und ein neues Bild erschien auf dem Monitor, dem ersten so zum Verwechseln ähnlich, dass ihr das Blut in den Adern stocken wollte. Eine nackte Frau mit langem dunklem Haar war an den Stamm einer Tanne gebunden. Es handelte sich hier zwar um einen anderen Schauplatz, aber alles erinnerte auf gespenstische Weise an den ersten Fall.

Opfer Nummer zwei war Nina Salvadore, alleinerziehende Mutter und Programmiererin aus Redding, Kalifornien. Auch sie war in einem kleinen Tal mitten in der Wildnis der Bitterroots an einen Baum gefesselt aufgefunden worden. Ihre Leiche befand sich zwei Meilen entfernt von ihrem Fahrzeug, einem Ford Focus, zerschrottet zu einem unförmigen Klumpen aus roter Farbe, Metall und Plastik, der einige Wochen zuvor gefunden worden war.

Der über Salvadores Leiche in den Stamm geritzte Stern fand sich in leicht veränderter Position in Bezug auf ihren Körper, und auch der am Tatort zurückgelassene Zettel sah etwas anders aus. Dieses Mal wies der Bogen Standard-Druckerpapier ebenfalls einen aufgezeichneten Stern, aber andere Buchstaben auf. Wie es aussah, waren die Initialen beider Opfer leicht durcheinandergerüttelt worden:

T SK N

Trieb der Mörder ein Spiel mit ihnen? Wenn er lediglich die Urheberschaft für beide Morde für sich beanspruchen wollte, warum schrieb er dann nicht einfach TKNS in der Reihenfolge der Vor- und Zunamen der Frauen? Warum hatte er die Reihenfolge der Buchstaben umgestellt?

Alvarez kniff die Augen zusammen. Sie war ein Computergenie und hatte bereits verschiedene Entschlüsselungsprogramme durchlaufen lassen, um herauszufinden, ob hinter den vier Buchstaben irgendeine Bedeutung steckte. Bisher ohne Erfolg. »Mistkerl«, knurrte sie und versuchte, sich vorzustellen, was für ein Ungeheuer etwas so Brutales, Grausames tun und eine Frau im Winter mitten in der Wildnis von Montana auf diese Weise erfrieren lassen konnte.

Die Gespräche mit den Menschen, die Nina Salvadore am nächsten standen, hatten keine zusätzlichen Hinweise gebracht. Sie war auf dem Rückweg nach Kalifornien, wollte sich jedoch vorher mit Freunden in Oregon treffen, und kam aus Helena, Montana, wo sie ihre Schwester besucht hatte. Die Vermisstenanzeige war zuerst in Oregon aufgegeben worden, nachdem sie nicht in der Kleinstadt Seaside eingetroffen und schon vierundzwanzig Stunden

überfällig gewesen war. Am selben Tag hatte dann Ninas Schwester in Helena ebenfalls eine Vermisstenanzeige aufgegeben.

Trotz gründlichster Untersuchungen der Fundorte der Leichen und der Autowracks und der Zusammenarbeit mit der Polizei in den jeweiligen Heimatstädten der Frauen konnte das Morddezernat bisher keinen einzigen Verdächtigen vorweisen.

Waren es willkürliche Morde? Oder waren die Opfer ausgesucht und vorher belauert worden? Alvarez nagte an ihrer Unterlippe. Sie fand einfach keine Antworten.

Nachdem sie ein paar Minuten lang auf den Monitor gestarrt hatte, gab sie es auf, verließ ihren Schreibtisch und schritt einen langen Flur entlang. Sie bog nach links und gelangte durch eine Tür in den Frühstücksraum, einen fensterlosen Bereich mit einer kleinen Küche und ein paar Tischen.

Eine Glaskanne mit altem, längst eingedampftem Kaffee stand auf der Wärmeplatte. Reste von der Nachtschicht. Selena entsorgte die dunkle Flüssigkeit samt dem Kaffeepad, um frischen zu bereiten. Sie spülte die Kanne aus, füllte den Wasserbehälter und fand in einer Schublade einen neuen Kaffeepad.

Während die Kaffeemaschine fauchte, tropfte und köchelte, dachte sie über die grotesken Morde nach. Das Labor hatte in den Haaren beider Opfer Spuren von Rinde gefunden. Das Holz entsprach dem der Bäume, an die sie gefesselt waren. Die Blutergüsse und Prellungen an den Leichen stammten unübersehbar von den Fesseln, und beide wiesen Schnittwunden von einem Messer auf, nicht tief, nur ein rascher kleiner Schnitt oder Stich, als hätte derjenige, der sie zum endgültigen Schauplatz

ihres Todes schleifte, sie auf diese Weise vorwärtsgetrieben.

Doch andere Verletzungen hatten laut Autopsiebericht angefangen zu verheilen. Es waren Verletzungen, die mit demjenigen übereinstimmten, was ihnen bei ihrem Autounfall zugestoßen sein musste: Mittelhandfrakturen, angebrochene Rippen und in Theresa Kelpers Fall einen gebrochenen Unterarmknochen, in Nina Salvadores ein Schlüsselbeinbruch und ein verrenktes Knie. Wie es aussah, waren die Brüche beider Frauen gerichtet und ihre Schürfwunden behandelt worden. Offenbar war bei Salvadore sogar erst kürzlich eine Wunde an der Wange und eine am Schädel genäht worden, was man daran erkennen konnte, dass das Haar an der betreffenden Stelle abrasiert worden war.

Wo hatte er die Frauen festgehalten?

Und warum?

Warum hatte er sie gewissermaßen fast gesund gepflegt, um sie schlussendlich nackt dem eisigen Wetter auszusetzen? Warum hatte er sie geheilt, nur, um sie dann sterben zu lassen?

Laut Gerichtsmedizin waren beide Frauen nicht sexuell belästigt worden.

Der Fall war sonderbar. Nervenaufreibend. Und Alvarez hatte schon Dutzende von Überstunden mit dem Versuch verbracht, sich in den Mörder hineinzudenken. Ohne Erfolg.

Das FBI war hinzugezogen worden. Agenten aus Salt Lake City waren gekommen und wieder gegangen. Ohne Ergebnis. Die Kaffeemaschine auf dem Küchentresen gurgelte und spuckte die letzten Tropfen in die Glaskanne, als Joelle Fisher, die Sekretärin und Empfangsdame des Dezernats, hereinwirbelte.

»Oh, du hast schon Kaffee gekocht. Das ist eigentlich mein Job, weißt du«, sagte sie mit ihrem allgegenwärtigen Lächeln. Joelle ging auf die sechzig zu, sah aber zehn Jahre jünger aus. Das Einzige, was dagegen sprach, war ihre Gewohnheit, ihr platinblondes Haar zu einer Frisur zu toupieren, die doch sehr an die Kinoheldinnen der fünfziger Jahre erinnerte. Jedes Mal, wenn sie ihr begegnete, musste Alvarez an die Filme denken, die sie früher gemeinsam mit ihrer Mutter angesehen hatte.

»Ja, ich weiß.«

Joelle verzog das hübsche Gesicht, sammelte rasch ein paar alte Servietten und Rührstäbchen von einem der Tische ein und wischte ihn ab. »Du handelst mir Probleme mit dem Sheriff ein.«

Selena füllte einen Becher mit Kaffee und dachte bei sich, dass es Sheriff Dan Grayson wohl ganz egal sein würde, wer den Kaffee kochte, doch sie behielt ihre Meinung für sich. Joelles selbstgefällige Art in Bezug auf sämtliche Haushaltsfragen störte sie nicht sonderlich. Wenn sie die Küche als ihr kleines Königreich betrachten wollte, bitte schön.

»Hey!« Cort Brewster, der Undersheriff, stapfte, eine Zeitung unter den Arm geklemmt, in die Küche.

»Wie sieht's aus?«, fragte Alvarez und schenkte ihm einen Hauch von einem Lächeln. Brewster war ein feiner Kerl, glücklich verheiratet, Vater von vier Kindern, aber er hatte etwas an sich, das sie ein bisschen nervös machte. Ein Glitzern in den Augen vielleicht, oder die Tatsache, dass sein Lächeln nicht immer seine Augen erreichte. Vielleicht war sie aber auch übersensibel. Brewster hatte ihr noch nie etwas getan und, soweit sie wusste, auch sonst niemandem in ihrer Abteilung.

»Falls Ihnen der Kaffee nicht schmeckt, tut es mir leid«, sagte Joelle und hob resigniert die Hände. »Er, hm, er lief bereits durch, als ich hier ankam.« Ihre perfekten, zart pink gefärbten Lippen schmolten leicht, und sie zog die Brauen hoch wie eine Schulmeisterin, die den kleinen Timmy zurechtweist, weil er unter dem Tisch mit sich gespielt hat.

»Meine Schuld, wenn der Kaffee wie Spülwasser schmeckt«, gestand Alvarez. »Ich habe ihn gekocht.«

Lachend holte Brewster sich einen Porzellanbecher aus dem Schrank und goss sich Kaffee ein. Verschnupft stolzierte Joelle aus der Küche; empört klapperten ihre High Heels den Flur entlang.

»Sieht aus, als hättest du heute Morgen schon jemandem auf die Zehen getreten«, bemerkte Brewster.

»Wie *jeden* Morgen.« Selena trank einen Schluck Kaffee. »Für die Arbeit hier müsste man eine Gefahrezulage bekommen.«

»Miau«, machte Brewster leise über seinem Becher.

»Das gehört eben dazu.« Sie zuckte die Achseln und ging wieder zu ihrem Schreibtisch zurück. Ihre Schicht begann zwar erst in einer Dreiviertelstunde, doch ein paar Kollegen von der Nachtschicht unterhielten sich nur noch und packten bereits ein.

Als das Telefon klingelte, setzte sie sich. Sie meldete sich mit einem Brummen.

»Alvarez? Hier ist Peggy Florence aus der Zentrale. Ich habe einen Anruf bekommen, den sollten Sie sich mal anhören.«

Peggys Tonfall ließ ahnen, was kam, und sie wappnete sich.

»Ist gerade erst vor zwei Minuten reingekommen. Von

Ivor Hicks. Wenn man ihm glauben kann, gibt es wohl ein neues Opfer.«

»... und heute ist wieder ein typischer Wintertag in Montana mit Minusgraden, vereisten Straßen und einer weiteren Schneesturmwarnung für den Nachmittag.« Der Nachrichtensprecher im Radio klang entschieden zu munter angesichts der Neuigkeiten, die er verbreitete. »Gleich anschließend hören Sie einen ausführlichen Bericht über die Situation auf unseren Straßen und darüber, wo überall wetterbedingt die Schule ausfällt, also bleiben Sie dran, bei KKAR auf siebenundneunzig Komma sechs.«

Als Überleitung erklangen die ersten Töne von »Winter Wonderland«.

Regan Pescoli wühlte ihr Gesicht tiefer ins Kopfkissen und stöhnte bei dem Gedanken ans Aufstehen laut auf. Bing Crosbys Schnulze über die Freuden des Schnees war nicht unbedingt das, was sie hören wollte, nicht an diesem Morgen. Ihr Kopf dröhnte, sie hatte einen scheußlichen Geschmack im Mund, und das Letzte, was sie jetzt wollte, war, sich aus dem schönen warmen Bett zu wälzen und zum Büro des Sheriffs zu fahren, wo nach dem letzten Schneesturm wahrscheinlich wieder der Teufel los war.

Außerdem war es erst November. Bis Weihnachten war es noch lange hin.

Ohne die Augen zu öffnen, schlug sie nach der Aus-Taste des Radios, verfehlte sie und bemerkte erst jetzt, dass sie sich gar nicht in ihrem eigenen Bett befand. Mühsam hob sie ein Augenlid und sah sich um, nur um die zerkratzte, schäbige Einrichtung von Zimmer sieben im North Shore zu erkennen, einem kleinen Motel am Ort, in dem sie mit ihrem Gelegenheits-Lover hin und wieder eine Nacht ver-

brachte. Nebensächlich war, dass das niedrige Betonstein-Motel im Süden der Stadt nahe an der Landesgrenze lag und trotz des Namens weit und breit kein Ufer, kein Fluss, kein See und ganz bestimmt kein Meer zu sehen war. Regan blinzelte in das höhnisch aufleuchtende rote Digital-Display des Radioweckers: 7:08 Uhr. Wenn sie sich nicht sputete, kam sie zu spät zur Arbeit.

Wieder einmal.

Regan befreite die Beine von der zerwühlten, blass gestreiften Bettdecke des Doppelbetts.

Er lag einfach so da, schnarchte leise, kehrte ihr seinen unglaublich muskulösen Rücken zu, und sein Haar stach schwarz und glänzend vom Kopfkissen ab. »Süße Träume, Teufelskerl«, flüsterte sie ungnädig und suchte im Dunkeln ihre Sachen zusammen. Schwarzer Spitzenslip, dazu passender BH, Hose und Pullover.

»Gleichfalls, Sonnenschein«, flüsterte er, ohne auch nur den Kopf zu heben.

»Manche Leute müssen arbeiten.«

»Tatsächlich?« Er wälzte sich herum, war auf Anhieb hellwach, packte sie an der Hand und zog sie zurück aufs Bett.

»Ich habe keine Zeit für solche ...«

»Doch, hast du.«

»Wirklich, ich ...«

Doch er hatte ihr bereits den BH wieder abgestreift, den sie gerade angezogen hatte, und riss ihr mit einer raschen, sicheren Bewegung den Slip herunter. Er zog sie über sich, und sie spürte seine Erektion, dick, hart und bereit.

»Du elender Mistkerl«, sagte sie, als er in sie hineinstieß.

»Ganz recht.«

Himmel, war er gut. Innerhalb von Sekunden war sie feucht, und seine Hände, die ihre Brüste kneteten, bevor er sich halb aufrichtete, um an ihren Brustwarzen zu saugen, ließen sie vor Wonne aufschreien.

Seine Bewegungen waren schnell. Sicher. Gründlich.

Sie keuchte, ihr Atem ging schnell und flach, das Blut rauschte heiß durch ihre Adern, in ihrem Kopf drehten sich Bilder von Liebemachen und Begehren.

Ihre Fingernägel gruben sich in seine Schultermuskeln, als sie die Kontraktionen kommen fühlte. Ein überwältigender Spasmus nach dem anderen; sie legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen. Der Orgasmus nahm tief in ihrem Inneren seinen Anfang und erschütterte sie bis in die Seele. »O Gott ... o Gott ...«

Er hielt sie fest, seine kräftigen Hände umspannten ihre Taille, pressten ihren Körper eng an seinen, während er aufwärts zustieß, schneller und schneller, bis ihr der Atem stockte und sie erneut die Kontrolle über ihr Denken verlor. »Uuuh«, hauchte sie, als er sich schließlich aufbäumte, die Muskeln an den Oberschenkeln hart und fest. Mit einem Knurren und einem letzten, heftigen Stoß ließ er los, ergoss sich in ihr.

Sie spürte, wie er sich versteifte, wie seine Rückenmuskeln zuckten, und als sie die Augen öffnete, sah sie, dass er sie anblickte, wie immer, wenn sie sich liebten.

Schweiß rann ihr über den Rücken und kräuselte das Haar in ihrem Nacken. »Fahr zur Hölle.«

»Zu spät«, sagte er und zog sie lachend herab auf die zerwühlten Laken. »Ich bin bereits da.«

»Ich weiß.« Sie stieß einen langen Seufzer aus und ermahnte sich, dass sie jetzt aber wirklich aufstehen musste. »Ich auch.«

»Du bist spät dran, weißt du?«

»Das macht dir Spaß, wie?«

»Was macht mir Spaß?«

»Ein gemeiner Kerl zu sein.«

Sein Grinsen blitzte weiß und frech im Halbdunkel.

»Nein, Schätzchen, dir macht es Spaß.«

Sie schnaubte und wälzte sich aus dem Bett, hob ihre Kleider auf und flüchtete, bevor er sie noch einmal packen konnte, ins Bad, wo es so kalt war, dass ihr Atem kleine Wölkchen vor ihrem Mund bildete. Was war es nur, das ihn so verflixt verführerisch wirken ließ? Warum konnte sie nie nein sagen und auch dabei bleiben? Was an ihm fand sie denn so sexy? Hatte sie sich nicht immer wieder geschworen, dass sie über ihn hinwegkommen, nicht wieder in seine Falle tappen würde?

Ja, toll, das hatte viel genützt.

Wenn er nur nicht so unverschämt gut ausgesehen hätte.

Sie hatte viele Männer gekannt. Viele gutaussehende Männer. Die meisten mit eisenhartem Körper. Aber dieser hier ... dieser war anders.

Tatsächlich? Ist er nicht nur ein weiterer böser Junge in einer langen Reihe, angefangen mit Chad Wheaton in der achten Klasse? Sieh den Tatsachen ins Gesicht, Regan, du hast einen grauenhaften Männergeschmack und zum Beweis dafür ausreichend Scheidungsurteile vorliegen.

Sie blickte in den Spiegel und verzog das Gesicht: rotgeränderte Augen, zerzaustes Haar, verlaufenes Make-up, einen riesigen Knutschfleck seitlich am Hals. Sie sah furchtbar aus. Und ihr blieb keine Zeit mehr, nach Hause zu fahren und ausgiebig zu duschen. Eilig wusch sie sich mit Waschlappen und warmem Wasser. Sie spritzte sich

Wasser ins Gesicht und wischte die Wimperntusche- und Lippenstiftspuren vom Vortag ab. Dann reinigte sie sich mit dem Lappen in den Achselhöhlen und zwischen ihren Beinen.

Binnen fünf Minuten war sie fertig. Schlüpfte in die Kleider, strich sie einigermaßen glatt, legte Make-up auf und fasste die Haare zu einem Lockentuff tief im Nacken zusammen. Als sie danach ins abgedunkelte Schlafzimmer zurückkam, hörte sie ihn schon wieder schnarchen.

»Mistkerl«, knurrte sie, bemüht, ärgerlicher zu wirken, als sie war.

»Ich hab's gehört«, kam es gedämpft aus den Kissen.

»Gut.« Sie schlüpfte in die Stiefel, die sie an der Tür ausgezogen hatte, und schnappte sich ihre Jacke von der Stuhllehne. Dann legte sie das Schulterhalfter an, prüfte nach, ob ihre Waffe gesichert war, und schob ihre Brieftasche mit der Dienstmarke in die Tasche.

Ohne ein weiteres Wort stieß Detective Regan Pescoli die Moteltür auf und trat hinaus in die bittere Kälte eines neuen Wintermorgens in Montana.

Was war denn nur los mit ihr?, fragte sie sich auf dem Weg zu ihrem Jeep. Sie schloss die Fahrertür auf und setzte sich hinters Steuer. Ihr Handy klingelte, als sie rückwärts von dem mit Schlaglöchern durchsetzten Parkplatz fuhr, und sie warf einen Blick auf das Display. Zum Glück handelte es sich bei dem Anrufer nicht um ihren Exmann oder um seine widerliche Barbiepuppe von Frau, die wegen der Kinder anrief.

Aber es waren keine guten Nachrichten. Sie kannte die Handynummer auf dem Display: ihre Partnerin, Selena Alvarez. »Pescoli«, meldete sie sich, sah in den Rückspiegel und schaltete auf »Drive«.

»Wir haben noch eine.«

Regans Herz setzte einen Schlag aus. Sie wusste, was jetzt kam. Noch eine Leiche, gefunden in den eisigen Felsen und Tälern der Bitterroot Mountains, mit schönen Grüßen von ihrem ureigenen Serienmörder. »Wo?«

»Wildfire Canyon.« Ganz und gar geschäftsmäßig erklärte sie Pescoli den Weg zum Tatort.

»Bin in einer halben Stunde da«, sagte sie und beendete das Gespräch. Die Reste der großen Cola light von gestern, wahrscheinlich gefroren, befanden sich noch in dem Becherhalter zwischen den Schalensitzen. Sie überlegte nicht lange, griff nach dem durchweichten Pappbecher, nahm den Strohhalm zwischen die Lippen und trank einen langen Zug von dem schal gewordenen Getränk. Als sie auf die Landstraße bog, kramte sie im Handschuhfach nach den Zigaretten, die sie dort versteckt hielt. Sie rauchte inzwischen nur noch eine Schachtel pro Woche. Das war nicht schlecht angesichts ihrer früheren Gewohnheit, drei Päckchen am Tag zu rauchen. Aber dieser Killer, der Frauen in der Eiskälte aussetzte und sie dort umkommen ließ, machte all ihre guten Vorsätze zunichte.

Sie plante, nach Neujahr, in knapp zwei Monaten also, ganz und gar aufzuhören, doch unter dem Druck vonseiten ihres Exmanns, ihres Jobs und dieses geisteskranken Idioten, der sich an der Folterung seiner Opfer in der Kälte Montanas aufgeilte, befürchtete sie, dass alle guten Vorsätze und Absichten ins Wanken gerieten.

Sie schaltete die Sirene und das rotierende Licht ein und trat das Gaspedal durch. Der Mann im Motelzimmer kam ihr kurz noch einmal in den Sinn, doch sie drängte ihn energisch in den hintersten Winkel ihres Bewusstseins zurück. In den Winkel, den sie meistens eher links liegenließ,

weil sie dort daran erinnert wurde, dass sie noch immer eine sinnliche, sexy Frau mit gewissen Bedürfnissen war.

Im Augenblick jedoch, wie den größten Teil ihres Lebens, war sie Polizistin.

Schluss jetzt mit bösen Jungs, sie hatte in einem Mordfall zu ermitteln.